

Maria Jachin-Kay

Durst nach echter Heimat 2

Vertrau auf den Talisman, Miriam!



tredition®

www.tredition.de

© 2021 Maria Jachin-Kay

Autor: Maria Jachin-Kay

Umschlag: tredition, Umschlagfoto: pixabay.com

Illustration: Fotos von pixabay.com, bearbeitet von M. Jachin-Kay

Korrektur: Mentorium GmbH, Berlin

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISN

Paperback: 978-3-347-29355-7

Hardcover: 978-3-347-29356-4

e-Book: 978-3-347-29357-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Silia, die Schwester von Felicia

»Eine wirklich wunderbare Geschichte, so herzerfüllend und berührend und dabei sehr schön geschrieben. Vielen Dank dafür!«

(Kommentar der Korrektorinnen der Mentorium GmbH)

Für Kinder ab 9 Jahren und ferner für alle kinderliebenden Leser.

1. ES FLIESST UND GIESST IN STRÖMEN



Miriam hält sich über Wasser

Miri spürte rundherum kühles Nass. Flink schwamm sie im bewegten blauen Meer vorwärts. Bunt schillernde Fische flitzten an ihr vorbei. Über ihr versteckte sich die Sonne hinter bauschigen grauen Wolken. Der Regen, der aufs Wasser herab klatschte, war *Miriam* gleichgültig, denn sie war ja ohnehin nass. Abgesehen von leichten Schwimmzügen brauchte sie sich nur von den Wellen tragen zu lassen. Regelmäßig tauchte sie ihren dunkelbraunen Lockenkopf unter das salzig schmeckende Wasser. Das kaputte Schiffswrack im Meer, das sie verlassen hatte, war ihren Augen schon entschwunden. Jetzt lag Europa vor ihr, ihre neue Heimat, wonach sie sich so gesehnt hatte. Unermüdlich schwamm sie die italienische Küste entlang und gelangte immer weiter nach Norden.

Plötzlich fühlte sich *Miriam* in die Mündung eines breiten Stromes hineingezogen, den graugrüne hohe Berge

umsäumten. Süßes Wasser umspülte ihre Lippen. Sie dachte daran, bald wieder bei der Mutter zu sein, bei all ihren Lieben. Ein Hecht hüpfte vor ihr aus dem Fluss und wieder hinein. Von jetzt an war es anstrengend, gegen die Stromrichtung zu schwimmen; und das Süßwasser trug Miri nicht mehr so gut wie das Meer.

Kräftig schwamm sie weiter bis nach Österreich, bis in den Donaufluss hinein. Im Brustschwimmstil überwand sie schaukelnde Wellen. Schließlich gelangte sie zu einer Großstadt, über der weißer Rauch schwebte.

In der Stadt Linz, auf der grünen Uferböschung, wartete die Mutter mit den Drillingsbrüdern am Arm. Miriam watete aus der Donau heraus und erklimmte das Ufer.

»Miri, mein Liebling, endlich bist du da«, rief ihr die Mutter namens Sara zu, die ihr blaues langes Kleid trug. Ihre mittellangen dunkelbraunen Locken waren vom Regen fast genauso feucht wie die ihres Töchterchens.

»Mama, wie froh bin ich, bei dir zu sein!«, sagte Miriam.

Patschnass wie sie war, umarmte sie die Mutter samt den Drillingen fest. Sie umarmte sie so stürmisch, dass die Babys von Saras Arm herab auf den Boden fielen. Gleich fingen die in bunte Overalls gehüllten Buben an, aus vollem Hals zu brüllen.

Miri kniete sich nieder, streichelte die Köpfchen von Daniel, Raphael und Samuel und küsste sie auf die Wange. So leicht ließen sich die Brüderchen aber nicht beruhigen. Sie schrien um die Wette.

Plötzlich brauste Frau Harter vom Amt der Jugendhilfe mit einem roten Auto herbei. Die schmächtige Dame stieg aus, trat heran und stemmte die Arme in die Hüften.

»Was ist denn hier los?!«, murrte sie laut. »Warum schreien die Kleinen so?« Zum Mädchen sagte sie: »Und du, was hattest du in der Donau zu suchen?«

»Geschwommen bin ich – vom Meer bis hierher«, erwiderte Miri. Sie wrang den Rocksaum ihres Kleides aus. Dann rieb sie sich die Arme warm. Im Regen stehend war ihr kalt.

Frau Harter warf Sara einen finsternen Blick zu: »Sehen Sie, wie Ihre Tochter durchnässt ist und wie Ihre Babys brüllend am Boden liegen!«, schrie sie. »Weil Sie nicht gut genug auf ihre Kinder aufpassen, werden sie Ihnen weggenommen. Sie kommen alle zu Pflegeeltern.«

Jetzt weinte Miriam so heftig, dass ein Tränenbach von ihren Augen auf die Uferwiese bis in die Donau floss.

Zum Trost legte ihr die Mutter eine Schnur um den Hals.

»Weißt du noch, wie wir beide im Meer vom Schiffswrack weggeschwommen sind? Dieses Band hat dir dein Leben gerettet – weil es deinen Schwimmgürtel mit meinem fest verband. Ohne meine Führung wärst du ertrunken. Die Schnur sei ab jetzt dein Talisman. Sie wird uns wieder zusammenführen.«

In jenem Augenblick trat ein Herr mit schneeweißen Haaren heran. Er befestigte ein kleines, mit rosa Sternchen verziertes Kreuz an Miriams Halsband. »Nach jedem Kreuz folgt eine Erlösung«, sagte er. »Merk es dir, Mädels,

und lerne fleißig, denn vieles kann man dir rauben, aber das Wissen nimmt einem keiner weg.«

Miriam wachte kurz aus dem Schlaf auf und legte sich auf den Rücken. Im Zimmer war es noch dunkel. Sie zog die Bettdecke übers halbe Gesicht und schloss die Augen wieder. Jetzt war alles verschwunden: die Donau, das Ufer, die Mutter, die Brüderchen, die Frau vom Fürsorgeamt und der alte Herr.

Nach einer Weile – träumte sie noch oder war sie schon wach? – tauchte das von Kurzhaar umrahmte, geschminkte Gesicht ihrer molligen, nicht leiblichen Cousine vor ihr auf.

»Ich mag keine Ausländerinnen!«, schrie ihr die Jugendliche ins Ohr. Dabei zeigte sie ihr das Foto eines glatzköpfigen Neonazis und dessen Kampfhunds.

Michel, der leibliche Onkel und Pflegevater, schob sich vor Ulla, ein Bierglas in der Hand haltend. »Ich bleibe nur fünf Tage lang«, sagte er. »Danach fahre wieder sechs Wochen lang auf eine Dienstreise.«

Knöchrige Finger mit rot lackierten Nägeln schoben den Kopf des Mannes weg. Grün geschminkte Augen in einem mit einer dünnen Maske bedeckten Gesicht starteten Miriam an.

»Steh auf und mach deine Haushaltspflichten«, schrie die Pflegemutter namens Ulrike. »Du sollst abwaschen, aufräumen, staubsaugen, Wäsche waschen ...!«

»Außer Arbeit ist hier, in der Familie Maskarat, alles verboten!«, rief Ullas Großmutter Amalie aus der Ferne.

»Ja, alles ist verboten«, fügte der Opa hinzu. »Auch das Telefonieren. Geh ja nie nachmittags alleine fort!«

Plötzlich fuhr Miriam aus dem Schlaf hoch. »Ruhe!«, rief sie. »Seid alle still. Ich will Ruhe haben, und ich will heim, heim, nach Hause!«

Niemand antwortete. Im Zimmer war es mucksmäuschenstill. Miri rieb sich die Augen. Ach! Sie hatte ja nur geträumt! »Es war aber ein ziemlich wahrer Traum«, dachte sie. Der Sonnenschein, der durchs Fenster schien, entsprach nicht ihrer Stimmung. Sie fühlte sich noch so müde. »Gestern habe ich den halben Nachmittag lang für die Pflegefamilie geschuftet«, sagte sie sich, »und trotzdem hat mich Ulrike gestraft. Warum? Weil ich eine Ausländerin bin? Mein Gewissen ist jedenfalls rein. Ihres aber ist geheuchelt.« Die Vorfreude auf die Schule gab Miri schließlich den Antrieb, aus dem Bett zu hüpfen.

Der Vormittag verlief dann für die kleine Waise recht erfreulich. Die Lehrerin, Frau Knopf, lobte sie vor allen Schülern. Miriam Salib sei der Knopf aufgegangen, sagte sie. Sowohl in Rechnen als auch in Deutsch habe sie ihre Noten um einen Grad verbessert.

Am Nachhauseweg von der Schule, im lauten 15. Wiener Bezirk voller Straßen, Gassen und Gebäude, ließ sich Miriam Zeit. Ebenso langsam, wie sie unter der Sonne dahinschritt, lutschte sie das Pfefferminzbonbon, das ihr Felix, ihr Bankkamerad, geschenkt hatte. Ihr Herz

verkrampfte sich immer mehr, je näher sie an das graue Wohnhaus herankam, wo ihre Pflegefamilie, die Familie Maskarat, wohnte.

Wie gewöhnlich öffnete man ihr die Haustür erst nach oftmaligem Anläuten. In der Wohnung angekommen, strömte Miriam der gewohnte Wurstgeruch entgegen. Wie üblich verrichtete sie nach dem Essen all die Hausarbeit, die man als Gegendienst für Kost und Quartier verlangte. Wie immer war der Couchtisch mit Plattfüßen und Pantoffelfüßen bedeckt und der Teppich darunter mit Bröseln befleckt. Wie gewohnt stritten oder alberten Ullas Opa und Oma miteinander. Wie fast jeden Tag ging die Cousine fort, um sich mit Kumpels zu treffen, die Juden und Fremde quälten.

Der Gedanke, nach getaner Arbeit heimlich das Museum im Heimat-Au-Turm zu besuchen, verlieh Miriam Flügel. Nachdem sie feuchte Wäsche auf der Trockenspinne des Balkons aufgehängt hatte, stahl sie sich fort.

Blitze aus heiterem Himmel

Während Miri mit der U-Bahn nach Wien-Heiligenstadt fuhr, spürte sie, wie ihr Herz sich weitete und vor Unschuld und Freude kribbelte. »Bald holt mich meine Mutter heim«, dachte sie. »Bald werde ich sie und die Brüder wiedersehen.« Da läutete ihr Handy.

»Hallo Mama! Gerade habe ich an dich gedacht«, sagte sie. »Wie geht es dir mit deiner neuen Arbeit? Ist Frau Harter endlich zufrieden? Erlaubt sie, dass ich zu dir ziehe?«

»Liebe Miri!« Saras Stimme klang leise und bedrückt. »Stell dir vor, ich liege im Spital.«

»Ist dir was passiert?« Die Nachricht, die sie ahnen ließ, nicht ehest heimzudürfen, traf Miriam wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

»Ich bin wegen Herzbeschwerden hier«, erklärte die Mutter. »Die neue Arbeit ist mir zu stark geworden. In einer Lagerhalle musste ich acht Stunden lang täglich Schweres heben und tragen. Auf einmal hat mein Herz zu rasen und zu stolpern angefangen. Der Arzt meint, die Strapazen während der Flucht aus Syrien hätten ihm zugesetzt.«

»Geht es dir sehr schlecht, Mama?« Miriam lehnte ihr Gesicht an die Scheibe des U-Bahn-Fensters, von wo aus man, zwischen Pfeilern, den Donaukanal-Fluss sah.

»Sorge dich nicht, Miri. Wegen der guten Behandlung hier bin ich schon fast ganz gesund. Das Problem ist nur: Der Arzt verbietet mir das Heben und Tragen schwerer Sachen. Darum muss ich den neuen Job mit den kinderfreundlichen Arbeitszeiten wieder aufgeben. Ich geh zur alten Firma zurück und hoffe auf eine neue Chance.«

Miriam erblasste und schwieg.

»Bist du noch da, Miri?«, fragte Sara.

»Ja, Mama. Du wirst bestimmt einen besseren Job finden, wo du nicht schwer heben musst.«

Die Mutter seufzte tief. »Ich brauche halt Arbeitszeiten an Vormittagen und Nachmittagen, während Schulen, Horte und Kinderkrippen offenhaben. In der übrigen Zeit muss ich mich um dich und deine Brüderchen kümmern können, sonst gibt mir das Jugendhilfeamt euch Kinder nicht zurück.«

»Bitte Mama, suche gleich wieder weiter.«

»Jetzt bin ich ja noch im Spital.« Sara hustete wegen ihrer Herzschwäche.

Während Miriam aus der U-Bahn ausstieg und hinter einer Menge von Leuten in die Richtung der Busstation schlenderte, sagte sie: »Ich möchte dich so gern besuchen, Mama! Aber Ulrike erlaubt es mir sicher nicht.«

»Kopf hoch, Liebling!« Saras Tonfall ging fast in ein Flüstern über. »Die Ärzte kommen gerade zur Visite. Ich muss Schluss machen. Tschau!«

»Gute Besserung, liebe Mama.« Miriam steckte ihr Handy in den Ranzen und stieg in einen Autobus ein. Während der Fahrt flocht sie ihr zerzaustes Haar zu zwei langen dicken Zöpfen.

In Kahlenbergdorf angekommen, das am Fuße der mit Weingärten und Wäldern bedeckten Wiener Stadtrandhügel lag, schaute Miriam zum leicht bewölkten Himmel auf. Sie spürte den über die Au stürmenden Wind, der eine fransige Wolke vor die Sonne schob. Gleich steuerte sie auf den neun Stockwerke hohen Heimat-Au-Turm zu.

Sie öffnete die schwere Tür und schritt zum Kassenschalter des Museums hin. Dort kaufte gerade ein älteres Ehepaar Eintrittskarten.

»Hallo Tante Stefanie«, rief das Mädchen.

»Liebe Miriam, wie freue ich mich, dich zu sehen.« Die Verwalterin lächelte ihr zu.

»Ist dieses nette Kind ihre Nichte?«, fragte die Dame, die eben das Geld für ein Ticket auf die Durchreiche legte.

»Ich hab sie so lieb, als wäre sie meine echte Nichte«, antwortete Stefanie, »auch wenn sie nicht leiblich mit mir verwandt ist.«

»Ich bin von Syrien nach Österreich geflüchtet«, erklärte Miri.

»Mit deinen feschen Zöpfen schaust du aber wie eine Österreicherin aus«, meinte der elegante Begleiter der

Dame.

»Das finde ich auch, Herr Doktor«, sagte die Verwalterin und reichte ihm zwei Tickets.

»Nennen Sie mich bitte Herr Doktor phil., Magister Artium.« Stirnrunzelnd steckte der Gast die Karten in seine Jackett-Tasche.

»Viel Vergnügen in meinem Museum, Herr Doktor phil. Artium.« Stefanie zwinkerte Miriam schmunzelnd zu.

Schon stiegen der gelehrte Künstler und dessen Frau die Wendeltreppe hoch.

Miri lachte heimlich über die Eitelkeit des Gastes. Sie nahm ihren Ranzen vom Rücken und schwenkte ihn in der Hand. »Ich mache jetzt meine Aufgaben«, sagte sie zur Verwalterin.

Dann folgte sie dem Ehepaar bis zum zweiten Stock und in den Ausstellungsraum. Zu ihrer Überraschung traf sie Stefanies Neffen an, der wochentags sonst nur selten in den Turm kam. Die Volierentüren standen offen und der Papagei flog im Raum umher. Ihr Herz schlug höher.

»Hallo Jonas! Putzt du den Käfig?«, fragte Miri.

»Ja, wie du siehst.« Der zwölfjährige Bub winkte ihr mit einem weißen Putztuch. »Du willst bestimmt deine Aufgaben schreiben. Lass dich durch mich nicht stören.« Seine Stimme klang nur wenig tiefer als die des Mädchens.

Der Papagei setzte sich eine Zeitlang auf Miriams Schulter und schaute ihr beim Schreiben zu. Diese hatte es sich auf einem Sitzbänkchen bequem gemacht und ihre

Stifte auf einem Tischchen ausgebreitet. Erst als sich Miri bewegte, flatterte Koko weg und flog im Raum umher.

Während der gelehrte Künstler und seine Frau die Tierköpfe und Geweihe an der Wand bestaunten, schaufelte Jonas viel Sand aus der Voliere und leerte die Futternäpfe aus. Die zweite, durch ein Gitter getrennte Käfighälfte, worin ein schwarzer Rabe auf einer Tanne krächzte, war schon sauber.

Im Moment, als der Herr Doktor phil., Magister Artium einen ausgestopften Fuchskopf bestaute, flatterte Koko über seinen Kopf hinweg. Dabei fiel eine gelbe Feder herab und landete mitten am grauen Haar des Mannes. Weder er noch seine Frau bemerkten es. Sie gingen ein paar Schritte weiter.

Miriam sah die Vogelfeder am Kopf des gelehrten Künstlers, der nicht viel größer war als sie. Sie schlich sich zu ihm hin, griff auf sein Haar und schnappte die schöne Feder.

Der Mann hatte die Berührung gespürt. Er wendete sein errötendes Gesicht Miriam zu, die noch mit der Feder in der Hand dastand.

»Aber, aber, Mädchen. Einen Herrn Doktor phil., Magister Artium streichelt man nicht wie einen Opa!«

Schweigend senkte Miri den Kopf, weil ihre Grimassen ihr heimliches Lachen verraten hätten. Sie hockte sich wieder an das Tischchen, um die Aufgabe fertig zu schreiben.

Inzwischen fing Jonas den Papagei ein, um ihn in seine

Voliere zurückzubringen, die schon fast ganz sauber glänzte. Er setzte ihn auf einem Palmenzweig ab und schloss alle Käfigtüren. Ihm blieb nur mehr übrig, die vergoldeten Gitterstäbe zu polieren.

Miriam schaute durchs halbrunde Turmfenster. Der Wind trieb ein paar Wolken über die Au. Obwohl der Himmel überwiegend heiter war, fing es zu blitzen an. Plötzlich ertönte ein Donnerschlag. Immer häufiger donnerte es.

»Die Sonne lässt sich heute nicht einmal vom Gewitter vertreiben«, meinte Jonas.

Er stellte den letzten Wassernapf in die saubere Voliere hinein. Da ertönte die Rufmelodie seines Handys. Gleich nahm er es zur Hand.

»Hallo Jakob!«, sagte er. »Was? Du bist draußen, auf der Donau? Es blitzt und donnert ja ununterbrochen. Was sagst du? Dein Ruder ist im Fluss versunken und du kannst dein Boot nicht mehr lenken? Auweia, das ist gefährlich! Pass ja auf die Blitze auf! Bück dich, so gut es geht, bleib in der Hocke und zieh den Kopf ein. Ich komme gleich und helfe dir.«

Miriam hätte noch einen Satz ins Aufgabenheft schreiben müssen. Jetzt steckte sie aber alle Schulsachen in den Ranzen. »Warte, Jonas, ich komme mit«, rief sie.

Der Junge hatte zwar ihre Worte gehört, war jedoch schon die Treppe hinab geeilt. Aus dem Keller holte er zwei Regenmäntel und zwei paar Gummistiefel. Einen der grünen Mäntel stülpte er Miriam um, die zur Turmtür

gerannt war.

»Setz die Kapuze auf und schlüpf in Stiefel!«, forderte er. »Das Material schützt gegen die Blitze.«

Mitten im Gewitter eilten die beiden zum Ufer, bis zum Ruderboot hin. Über ihnen hatte sich die Sonne hinter einer fransigen, glühenden Wolke versteckt. Die Sträucher bogen sich im Wind. Ein Blitz nach dem anderen zog seine Zickzacklinien über den Himmel, während es fast unentwegt donnerte.

»Hock dich auf den Bootsboden, Miriam«, rief Jonas, nachdem er in den Holzkahn eingestiegen war. Er selbst ergriff die Paddel. Er bückte sich beim Rudern, so gut es ging.

Kaum hatte sich Miri hingekauert, knallte ein Donner wie eine Explosion. »Irgendwo hat der Blitz eingeschlagen«, rief sie. Zitternd rutschte sie an den Buben heran und hielt sich an seinen Stiefeln fest.

Von fern hörte man die Alarmsirene einer Feuerwehrstation heulen. Jetzt verfinsterte sich der Himmel.

Jonas paddelte mit voller Kraft. »Ich sehe Jakob schon!«, rief er Miriam zu.

Zum Glück im Unglück befand sich der Freund nicht am breiten Strom. Sein Boot trieb zwischen dem Kahlenbergdorfer Ufer und einer Halbinsel, die in jener

Gegend die Donau in zwei Hälften teilte. Doch Jakobs Kahn trieb auf hohen Wellen und ohne richtige Steuerung. Das zweiteilige Ruder, das ihm vor zehn Minuten aus der Hand geglitten und in den Fluss gerutscht war, hatte er nicht mehr erhaschen können.

Jetzt kauerte Jakob in seinem Boot und paddelte mit den Händen im Wasser. Dabei schrie er ununterbrochen um Hilfe. Da er Jonas undeutlich erblickte, stand er auf, um auf sich aufmerksam zu machen. Gleich ging er wieder – zum Schutz vor Blitzschlag – in die Hocke. Beim starken Schaukeln des Kahns fiel er aber der Länge nach hin. Auf nassem Holz zu liegen, würde im Ernstfall freilich nur wenig nützen.

Das Boot, worin Jonas und Miriam ihm zu Hilfe eilten, schaukelte auf den Wellen hoch und nieder. Wasser spritzte hinein. Jetzt erschienen die Blitze nicht mehr im Norden und Westen, sondern direkt über den Kindern. Fast gleichzeitig grollten die Donnerschläge.

»Jakob, wir helfen dir«, schrie Miri durch den pfeifenden Wind. Da in ihr wieder Mut erwachte, richtete sie sich auf. Ein Blitz brachte ihren grünen Mantel zum Leuchten.

»Duck dich, Miriam!«, rief Jonas, dem eine Windböe die Kapuze vom Blondkopf blies. »Das Gewitter ist jetzt gefährlich nahe.«